



Alys
Clare

DENN
VERDERBEN
LEITET
SIE

Äbtissin Helewise ermittelt · Band 9

Weltbild

Äbtissin Helewise ermittelt

England 1194: Ist der Tote, den man im Teich von Hawkenlye findet, wirklich an der Pest gestorben? Ein Kaufmann, der mit ihm aus Bologna kam, wird bald darauf ermordet. Die Ermittlungen von Äbtissin Helewise und Ritter Josse werden durch die vielen Kranken im Kloster erschwert.

»Eine aufregende Geschichte« Publishers Weekly

Hawkenlye-Mysteries-Reihe

- Band 1: Sei geweiht der Hölle
- Band 2: Der Fluch komme über Euch
- Band 3: Der Himmel strafe Euch
- Band 4: Und richte mit Gerechtigkeit
- Band 5: Verstummen sollen alle Lügner
- Band 6: Wehe dem sündigen Volk
- Band 7: Fürchte das Gift der Schlange
- Band 8: Wer ohne Schuld ist
- Band 9: Denn Verderben leitet sie

Alys Clare

Denn Verderben leitet sie

Historischer Kriminalroman

Aus dem Englischen von Ana Maria Brock

Weltbild

Die Autorin

Alys Clare ist das Pseudonym einer erfolgreichen englischen Autorin, die bereits mehrere Romane mit historischen Elementen vorgelegt hat. Sie lebt in der Nähe von Tonbridge, Südengland, wo die Kriminalromane um Äbtissin Helewise und Ritter Josse d'Acquin spielen.

Die englische Originalausgabe erschien 2006 unter dem Titel Heart of Ice bei Hodder and Stoughton Limited, London.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Copyright der Originalausgabe © 2006 by Alys Clare

Genehmigte Lizenzausgabe © 2015 by Weltbild GmbH & Co. KG, Steinerne Furt, 86167 Augsburg

Übersetzung: Ana Maria Brock

Copyright der deutschen Übersetzung © 2007, 2008 by Aufbau Verlag GmbH & Co. KG, Berlin. Die deutsche Ausgabe erschien bei Aufbau Taschenbuch, eine Marke der Aufbau Verlag GmbH & Co. KG.

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: Thinkstockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95569-639-9

PROLOG

Im Hafen von Boulogne lauerte verborgen der Feind. Die Reise – über Land und über See, Tausende Meilen weit – war beinahe zu Ende; nur der schmale Streifen Wasser blieb noch, der den europäischen Kontinent von England trennte.

Den würde man heute Nacht überqueren.

Die Reise hatte in einem kaum bekannten Land weit im Süden begonnen, im dunklen Herzen eines feuchtheißen Flussbeckens, dessen spärliche Einwohnerschaft keinerlei Ahnung von den Völkern und Zivilisationen des westlichen Europas hatte. In jenen gemäßigten Breiten wiederum wussten die meisten Menschen nichts von ihnen, denn wenige hatten überhaupt davon Kenntnis, dass es den riesengroßen und geheimnisvollen Kontinent Afrika gab. Dort in der feuchten Hitze kam der Feind in die Welt und fand seinen ersten Unterschlupf nicht bei Menschen, sondern bei einer Horde Affen. Ahnungslos den Widersacher mitschleppend, zogen die Affen langsam in nordöstlicher Richtung voran, bis einer von ihnen, der geschwächt hinter der Gruppe zurückblieb, in die Falle eines Jägers geriet. Der Jäger schlachtete das kleine Tier und räucherte das Fleisch, das er später, jeden Bissen bedächtig genießend, als seltene Delikatesse verspeiste.

Der Jäger ging seiner Wege. Anfangs war alles in Ordnung, wenn ihm auch eine Wunde an der Hand zunehmend Sorgen machte. Als er das Fleisch des Affen von den Knochen löste, hatte er sich am linken Zeigefinger eine kleine Wunde zugezogen, und jetzt war der Schnitt vereitert; der pochende Schmerz raubte dem Jäger nachts den Schlaf, doch in seinem harten Leben waren solche Unannehmlichkeiten ganz normal, und die Behinderung hielt ihn nicht davon ab, seinen Weg fortzusetzen. Er hatte einen kleinen Posten Sklaven bei einem seiner üblichen Partner abzuliefern, und ihm fehlte noch einer an der Zahl. Als er sich der Küste näherte und in belebtere Gegenden kam, hielt er Augen und Ohren offen und fand bald, was er suchte.

Sie war jung – vielleicht dreizehn oder vierzehn – und von erlesener Anmut. Hochgewachsen, geschmeidig, mit gut ausgebildeten Muskeln, aber schlank, hatte sie ein reines, leuchtend rot und gelb gemustertes Gewand angezogen und ihr Haar zu einer komplizierten Frisur geflochten; sie musste Wasser von der Quelle holen, und es bestand gute Aussicht, dass der junge Mann, den sie mochte, sich auch dort einfand. Zu ihrem Unglück war er nicht dort; stattdessen lauerte ihr der Sklavenhändler auf, und als sie sich hinunterbeugte, um ihre Kalebasse zu füllen, stürzte er sich auf sie, warf ihr ein derbes Stück Sackleinwand über den Kopf und hatte sie gefesselt, geknebelt und hilflos in seiner Gewalt, bevor sie auch nur Luft holen konnte.

Als man ihr endlich den Sack abnahm, fand sie sich in einer kleinen, stinkenden Hütte wieder, mit noch vier Frauen zusammengekettet. Benommen und unter schwerem Schock – der Sklavenhändler hatte ihr unterwegs zweimal Gewalt angetan, und sie blutete von den Verletzungen, die er ihr zugefügt hatte –, hockte sie zusammengesunken in einer Ecke, willenlos und gleichgültig, was noch mit ihr geschehen werde.

Bald darauf – nach vier oder fünf Tagen vielleicht, sie wusste es nicht – wurden das Mädchen und ihre Gefährtinnen an einen muslimischen Gewürzhändler verkauft, der sie

über das Rote Meer nach Eilat hinaufbringen wollte. Obwohl verschmutzt und blutbefleckt und trotz ihrer Erstarrung, war sie immer noch schön. Der Händler ließ sie mit dem Wasserschlauch abspritzen und nahm sie mit in seine enge Kabine, wo auch er sie vergewaltigte.

Mittlerweile war sie schwer krank. Als der Händler seine Lust befriedigt hatte, kam er wieder zu Verstand, und mit einem Mal überfiel ihn die Angst. Er fasste das Mädchen näher ins Auge, vernahm ihr Stöhnen und bemerkte den Schüttelfrost und das hektische Rot hohen Fiebers, das Erbrechen, den blutigen, wässerigen Kot. Er wollte sie zu sich bringen und befragen, was ihr fehle, doch sie war schon zu abwesend, um zu antworten. Sie war tief bewusstlos, aber noch nicht ganz tot; der Händler beschleunigte das Unvermeidliche, indem er sie über Bord warf.

Als der muslimische Händler Eilat erreichte, wurde er krank. Er beeilte sich, seine Fracht auszuladen und zu verkaufen; die restlichen Sklaven waren für Ägypten bestimmt, und die Gewürze würde ihm ein ständiger Handelspartner abnehmen, ein Levantiner, dessen Karawanen auf der Überlandroute vom Roten Meer nach Petra und Gaza zogen. Der Levantiner kümmerte sich um seinen muslimischen Geschäftsfreund, brachte den Kranken zu sich nach Hause und pflegte ihn, bemühte sich, ihm kühles Zitronenwasser in den ausgedörrten Mund zu träufeln, und wusch ihn, wenn er sich verschmutzt hatte. Als der Muslim starb, sorgte der Levantiner für eine Beerdigung nach den Riten seines Glaubens.

Der Levantiner brach nach Petra und der Küste auf, wo er mit einem Venezianer verabredet war, der ihm seine Myrrhe abkaufen und nach Europa verschiffen wollte. Der Venezianer, von Tyrus kommend, wo er gerade eine Ladung Seide aufgenommen hatte, lief Gaza an. Er und der Levantiner feierten den erfolgreichen Abschluss ihres Geschäfts mit einem gemeinsamen Mahl. Dabei reichte der Levantiner dem Venezianer ein Stück Brot. Keiner von beiden bemerkte das eigenartige Bläschen an der Hand des Levantiners, das gerade aufgegangen war und zwei, drei winzige Tropfen einer klaren Flüssigkeit auf das Brot fallen ließ.

In den beengten Räumlichkeiten seines Schiffes brach die Krankheit des Venezianers bald aus und raste durch seinen Körper. Er war monatelang auf See gewesen und hatte die ganze Zeit nur eine bekanntermaßen einseitige Nahrung genossen, daher war seine Widerstandskraft auf dem Tiefpunkt. Bis das Schiff in Genua anlegte, waren der Venezianer und mehrere Mitglieder der Mannschaft tot und noch mehr waren krank. Doch seine Kompagnons vertuschten die Todesfälle; so etwas war ganz schlecht fürs Geschäft, und die Zeiten waren weiß Gott schwer genug, wo sich doch so viele Schiffe in den höchst lukrativen Gewürzhandel zwischen dem Osten und Europa drängten. Man entlud das Todesschiff in aller Hast und brachte die verschiedenen Posten der Fracht eiligst auf den Weg. Darunter befanden sich Kisten mit Gewürzen für Montpellier, Barcelona, Almeria, Lissabon und Bordeaux; außerdem eine Kiste mit Elfenbein und eine große Holzkiste mit Weihrauch, Moschus und Myrrhe, die nach Boulogne zur Weiterbeförderung nach England bestimmt war. Der Genueser Kapitän, der nicht wusste, was sich auf der Seereise von Gaza her abgespielt hatte, segelte aus dem Hafen und nahm Kurs auf Montpellier.

Zwei Matrosen des Genueser Kapitäns waren auf dem Todesschiff von Gaza

gekommen. Es war nicht ihre Absicht, das Genueser Schiff anzustecken. Sie hatten zwar mit angesehen, wie ihre früheren Kameraden krank geworden und gestorben waren, doch da sie selbst noch gesund waren (oder zumindest nicht weniger gesund als jeder Seemann jener Zeit), glaubten sie, verschont geblieben zu sein.

Sie irrten sich.

Als das Genueser Schiff in Barcelona ablegte, wurde einer der beiden krank. Das Schlimmste befürchtend, geriet sein Kamerad vom Todesschiff in Panik. Man brachte ihn sofort zum Kapitän. Dieser, ein aufgeklärter Mensch, war so vernünftig, den Kranken zu isolieren, und so weit es in seiner begrenzten Macht lag, tat er sein Bestes, den Unglücklichen versorgen zu lassen.

Tage vergingen. Der gefürchtete schnelle Fortschritt der Krankheit blieb aus; vielleicht, weil jetzt stürmisches und kühleres Wetter herrschte, vielleicht auch, weil der Genueser Kapitän es mit der Sauberkeit sehr genau nahm. Er bestand darauf, dass die Mannschaft und ihr Quartier regelmäßig mit Seewasser überspült wurden, und zusätzlich verwendete er einige von den Gewürzen, die den größten Teil seiner Fracht ausmachten, um sie zur reinigenden Räucherung zu verbrennen und das Wasser, mit dem er seine Schiffsgefährten vor dem Essen Hände und Gesicht waschen ließ, mit Duftstoffen zu versetzen.

Dennoch breitete sich die Seuche weiter aus.

Der Kapitän und seine Führungsmannschaft blieben gesund, aber unten, in den beengten Räumlichkeiten, wo die Mannschaft wohnte, aß, Urin und Kot ausschied und zusammengedrängt schlief, wurden weitere Leute krank. Der Kapitän war ein ebenso frommer wie reinlicher und aufgeklärter Mensch; er kam zu dem Entschluss, was immer es ihn selbst und seine Mannschaft kosten würde, hatten sie sich, solange die Krankheit andauerte, von anderen Leuten fernzuhalten. Er beschloss, den Rest seiner Ladung im Bestimmungshafen – Boulogne – zu löschen und dann mit Ballast nach Genua zurückzusegeln, in der Hoffnung, dass die Seuche sich erschöpft hätte, bis er die Heimat erreichte. Es war ein kluger und genau durchdachter Plan, und er hätte aufgehen müssen. Unglücklicherweise schlich sich trotz der Bemühungen des Kapitäns einer seiner Matrosen in Boulogne an Land.

Der Kapitän stand vor einem Dilemma. Sollte er Leute ausschicken, um den Flüchtling aufzustöbern, an Bord zurückzubringen und der vom Kapitän eigenmächtig verfügten Quarantäne zu unterwerfen? Oder sollte er ablegen und ihn zurücklassen, darum betend, dass der Mann sich nicht angesteckt hatte? Nach langer, qualvoller Überlegung entschied der Kapitän: Jemanden auf die Suche nach dem Vermissten an Land zu schicken würde das Risiko der Ansteckung nur noch steigern. Mit schwerem Herzen und schlechtem Gewissen befahl er, das Schiff zum Auslaufen bereit zu machen, und setzte die Segel heimwärts.

Der Flüchtling genoss seinen Triumph, als er das Schiff in der nebligen Nacht verschwinden sah. War er nicht ein aufgewecktes Kerlchen, zugleich dem Schiff und dem furchtbaren Geheimnis, das es mit sich nahm, zu entfliehen? Doch sein Glück währte nur kurze Zeit. Bald begann er sich krank zu fühlen, und die schwachen Symptome verschlimmerten sich so rasch, dass er sich nicht mehr einreden konnte, es handele sich

nur darum, dass sein Körper sich nach so langer Zeit auf See erst an festen Boden gewöhnen müsse. Auf der Suche nach Hilfe klopfte er an viele Türen, aber die Einwohner von Boulogne waren daran gewöhnt, dass aufdringliche Seeleute sie um Beistand baten, und wiesen ihn energisch ab.

Der Kranke verkroch sich, um zu sterben.

Ein menschenfreundlicher Kaufmann aus Hastings fand ihn. Er hielt sich im Hafen auf, während er darauf wartete, sich mit der soeben eingekauften großen Ladung Myrrhe und Weihrauch heimwärts in Richtung England einzuschiffen. Ein, zwei Tage lang pflegte der Kaufmann den kranken Seemann, so gut er konnte, doch seine Hilfe kam viel zu spät, und der Seemann starb. Der Kaufmann sah, dass das Schiff, das ihn über den Ärmelkanal bringen sollte, gerade angelegt hatte und dass er sich beeilen musste, den Kapitän zu sprechen. Er steckte einem Jungen aus der Stadt ein paar Münzen zu und wies ihn an, sich um den Leichnam des Seemanns zu kümmern. Dann eilte er davon. (Der Junge steckte die Münzen ein, und sobald der Kaufmann aus Hastings fort war, warf er den Toten ins Hafenbecken.)

Der Kaufmann begab sich in ein Gasthaus, wo er sich die Hände wusch (der Seemann hatte in seinem eigenen Kot gelegen) und, bevor er sich einschiffte, Essen und Trinken für eine rasche Mahlzeit bestellte. Dann eilte er zum Kai und ging an Bord. Hier traf er auf einen jungen Mann, der ebenfalls nach England zurückkehrte. Dieser war der Gehilfe eines reichen Apothekers aus Newenden und befand sich auf dem Heimweg. Er führte ein Paket voll seltener Ingredienzen mit sich, die sein Herr bei der großen Handelsmesse in Troyes, einem Ort in der Champagne südlich von Paris, bestellt hatte. Die beiden Männer, die die einzigen Passagiere zu sein meinten, richteten sich miteinander ein, um sich die Überfahrt so angenehm wie möglich zu machen. Der Kaufmann aus Hastings hatte den Eindruck, der junge Mann sei halb tot vor Angst; als gutherzige Seele nahm er sich vor, seinen Gefährten zu ermutigen, ihm sein Herz auszuschütten.

Gerade als das Schiff ablegte, schlich sich noch jemand an Bord, von beiden Männern wie vom Kapitän und der Mannschaft unbemerkt.

Anderswo begann die Seuche bereits abzuklingen. Die Einwohner von Eilat und Gaza waren mit der Pestilenz vertraut und wussten, wie man ihre Ausbreitung verhindert, daher hatten sie rasch die notwendigen Maßnahmen ergriffen. Auch in Genua war es gelungen, die Seuche einzudämmen, und nur eine Handvoll Menschen war erkrankt und gestorben; ein vom Glück begünstigstes halbes Dutzend hatte sich zwar angesteckt, aber war später gesundet. An Bord des Genueser Schiffes, das jetzt den Golf von Biscaya durchquerte, waren keine neuen Fälle aufgetreten. Der Seemann, der sich in Boulogne abgesetzt hatte, war tot, und seine Leiche ruhte auf dem Grund des Meeres.

Doch bei seinen vergeblichen Versuchen, die Schmerzen des Seemanns zu lindern, hatte der hilfsbereite Kaufmann aus Hastings die Wunden und Bläschen des Seemanns berührt; das Blut wie auch die Ausscheidungen des Sterbenden waren durch einen kleinen Riss in der Nagelhaut des Zeigefingers in seine Blutbahn eingedrungen. Ohne dass er etwas davon ahnte, vervielfachte sich das todbringende Virus derzeit in seinem Körper und sollte sich bald bemerkbar machen.

Der furchtbare Feind war auf dem Weg nach England.

In sein behagliches Heim in Hastings zurückgekehrt, bekam der Kaufmann hohes Fieber und heftige Kopfschmerzen. Seine ängstliche und menschenscheue unverheiratete Schwester zog sich, von Furcht ergriffen, zurück und wies die überarbeitete Dienstmagd an, sich nach besten Kräften um den Kaufmann zu kümmern. Was diese ihm an spärlicher Pflege angedeihen ließ, half dem armen Mann überhaupt nicht, und er starb binnen weniger Tage.

Der Apothekergehilfe erkrankte vier Tage nach seiner Rückkehr nach Newenden. Er hatte unerträgliche Schmerzen in den Gelenken und wechselndes Fieber. Sein Herr gab ihm ein oder zwei Mittel ein, doch bald wurde ihm auf bestürzende Weise klar, dass seine nicht unbeträchtlichen Fähigkeiten dieser Krankheit, worum es sich auch immer handeln mochte, nicht gewachsen waren. Er ließ dem Gehilfen sein Pferd und wies ihn an, sich nach Hawkenlye zu begeben und zu sehen, ob die frommen Schwestern und Brüder ihm zu helfen vermochten. Als Wissenschaftler war der Apotheker skeptisch hinsichtlich der wohltätigen Eigenschaften der berühmten Quelle heiligen Wassers in der Abtei Hawkenlye, meinte jedoch, einen Versuch sei es womöglich wert.

Und zu seiner Beruhigung sagte er sich, wenn sein Gehilfe nach Hawkenlye ritt, würde die Krankheit mit ihm verschwinden.

Der Apothekergehilfe war über Hawkenlye genau im Bilde. Er hatte die Geschichte von dem sterbenskranken Kaufmann gehört, dem die Heilige Jungfrau erschienen war und der prompt gesundete, als er von der Quelle trank, die sie ihm wies. Bei schwindendem und wieder aufflackerndem Bewusstsein dahinreitend, mit schmerzdem Kopf, als bearbeite ihn ein Teufel von innen mit einem rot glühenden Hammer, und so empfindlichem Rücken, dass er bei jeder Veränderung im Schritt seines Pferdes aufstöhnte, betete der junge Mann inbrünstig, die Jungfrau möge auch ihm helfen.

Es war bitterkalt; er hatte sich in seinen wärmsten Mantel gehüllt, doch ungeachtet des dicken Gewebes durchschauerte ihn der Schüttelfrost manchmal so heftig, dass er sich nur mühsam im Sattel halten konnte. Dann wieder wurde ihm plötzlich heiß, er schwitzte und rang nach Luft, die ihm die Lunge wie Feuer zu versengen schien.

Er ritt in das Tal von Hawkenlye hinab, als das kurz währende Januarlicht zu schwinden begann. Der Weg zog sich an einem kleinen See oder Teich entlang, jetzt von einer dünnen Eisschicht bedeckt, die er knirschen zu hören meinte, als beklage sie sich über die ständige Zunahme ihres Gewichts. Er konnte immer schlechter sehen, doch vermochte er in einiger Entfernung gerade noch etwas auszumachen, das wie eine dicht gedrängte Gruppe niedriger Gebäude aussah. Er glaubte zu erkennen, das eines ein Kreuz auf dem Dach hatte.

Er ließ sich vom Rücken des Pferdes herabgleiten und versuchte, in Richtung der kleinen Kapelle zu laufen. Strauchelnd rief er mit, wie er meinte, lauter Stimme die Heilige Jungfrau an, zu ihm herauszukommen, ihn in ihre liebenden Arme zu schließen und ihm ihr heilendes Wasser zu spenden.

Seine Bitten fanden Antwort.

Vor ihm trat eine Gestalt auf den Weg. Sein fiebernder Geist ließ seine Augen sehen, was er zu sehen wünschte, und er glaubte, die Gestalt sei eine Frau in blauem Gewand mit einem gütigen Lächeln auf dem schönen Gesicht. Ihr entgegentaumelnd, sprach er die Worte des ihr eigenen Gebets, erwartungsvoll, die Hände nach ihr ausgestreckt, voller Zuversicht, dass sie ihm helfen, ihn heilen werde.

Doch die dunkle Gestalt lächelte nicht. War nicht einmal eine Frau und so weit wie nur möglich davon entfernt, die Mutter Gottes zu sein.

Der Apothekergehilfe hatte keine Zeit, sich zu fürchten. Mit glückseliger Miene, die Arme ausgebreitet, kniete er vor der Gestalt nieder, in der Erwartung, gleich werde sich eine kühle Hand segnend auf seine heiße Stirn legen.

Es war keine kühle Hand. Es war eine Keule, mit solcher Wucht und solcher Zielsicherheit geschwungen, dass ein einziger blitzschneller Schlag genügte, um dem Leben des jungen Mannes ein Ende zu machen.

Nachdem sich die dunkle Gestalt vergewissert hatte, dass er tot war, durchsuchte sie rasch den Beutel, der am Gürtel des jungen Mannes hing, dann rollte sie ihn über den Weg und das bereifte Gras am Rande des Teiches. Mit der Ferse brach sie das dünne Eis auf und ließ die Leiche in das dunkle Wasser gleiten. Anschließend bestieg sie das Pferd des Apothekergehilfen und ritt davon.

In dieser Nacht gab es einen Temperatursturz. Bis zum Morgen deckte eine dicke Eisschicht den Teich und sein tödliches Geheimnis zu.

Erster Teil

Der Feind

In der Abtei Hawkenlye herrschte festliche Stimmung. Ein kurzer, aber heftiger Kälteeinbruch hatte den Teich im Tal mit einer beinahe Handbreit dicken Eisdecke überzogen, und stets geneigt, ein Übel in eine unerwartete Gabe zu verkehren, übten sich die Mönche und Laienbrüder darin, auf ihren Sandalen über das Eis zu gleiten, ohne hinzufallen. Bruder Augustus erinnerte sich, einmal gehört zu haben, wenn man sich Tierknochen als Kufen unter die Füße binde, könne man noch schneller über das Eis rutschen, und er stellte eifrig Versuche an; bisher hatte er für seine Mühen nur einen verletzten Daumen und einen großen blauen Fleck am Gesäß vorzuweisen.

Rasch sprach sich herum, dass es im Tal von Hawkenlye lustig zuging, und bald stellten sich zunächst Kinder, dann aber auch ihre älteren Geschwister und sogar ihre Eltern ein und baten lautstark, mitmachen zu dürfen. Die einheimische Bevölkerung durchlebte gerade in verzweifelter Armut einen jammervoll strengen Winter, es gab nie genug zu essen, und Weihnachten war nur noch eine unklare Erinnerung; keinem musste man deshalb lange zureden, seine jeweilige Tätigkeit liegen zu lassen und sich darauf zurückzubesinnen, was es bedeutete, ausgelassen und sorglos zu sein. Der alte Bruder Firmin fand, wenn die Brüder Leib und Leben und den Tod durch Ertrinken riskierten, sei das ihre Sache, bei Außenstehenden jedoch sei es etwas ganz anderes, und so betrachtete er misstrauisch das Eis und schüttelte zweifelnd den Kopf. Bruder Saul nahm die enttäuschten Mienen der Zuschauer wahr und erklärte, das Eis prüfen zu wollen, indem er das schwere Arbeitspferd der Abtei ein- oder zweimal darüberführe. Das tat er auch, die Augen der anwachsenden Menge auf sich gerichtet; ein-, zweimal quer und zwei-, dreimal längs über den Teich führte er das geduldige Ross und lauschte etwas besorgt nach einem ersten Knacken im Eis.

Kein solches Geräusch. Breit lächelnd rief Saul: »Das Eis ist fest. Kommt nur und zeigt, was ihr könnt!«

Bruder Erse ließ sich von der festlichen Stimmung anstecken und bat um die Erlaubnis, ein Feuer zu machen; mit Birkenspänen und etlichen abgelagerten Holzabfällen von seiner Zimmermannswerkbank hatte er bald ein lebhaftes Feuer in Gang. Bruder Augustus gab seine Versuche mit den Knochenschlittschuhen auf und machte sich mit Bruder Adrian daran, einen Kessel mit dünner, aber nahrhafter Brühe anzusetzen. Deren Hauptbestandteile waren drei oder vier Hühnergerippe, die sie aus der Klosterküche geschnorrt hatten, einige Zwiebeln, etwas Knoblauch, mehrere große Hände voll Gerste und ein großes Bündel getrocknete Kräuter. Sie hängten den Kessel über Bruder Erses Feuer, und bald wehte ein verlockender Duft über den Teich; ganz rasch sammelte sich eine Reihe hungriger Kinder (und etlicher Eltern) an Erses Feuer. Mehrere Mönche sprangen ihnen bei und schöpften die Brühe in die groben irdenen Becher, die sonst für die Pilger dienten, die den Schrein im Tal aufsuchten. Die Mönche brachten Ordnung in die Menschenschlange und begannen, die Brühe an die Besucher auszuteilen. Das Gelächter und der Trubel drangen bis zur Abtei hinauf; binnen Kurzem kamen etliche Nonnen ins Tal hinab, um zu erkunden, was sich da abspielte.

Eine von ihnen war Schwester Caliste, die im Spital unter Schwester Euphemia

arbeitete, einer der leitenden Nonnen. Schwester Caliste berichtete der Spitalschwester davon, die es wiederum der Äbtissin Helewise mitteilte. Gerade als die Sonne unterging, begab sich die Äbtissin hinab, um selbst nachzusehen.

Bruder Firmin beobachtete ihre Miene, als ihre grauen Augen langsam von einem Ende des Teiches zum anderen schweiften und die fröhlichen, rotwangigen Leute musterten, die sich das Gleichgewicht zu halten bemühten und laut lachten, wenn es ihnen nicht gelang; beklommen wartete er darauf, dass sie etwas sagte. »Verzeiht mir, Frau Äbtissin, dass ich Euch nicht um Erlaubnis gebeten habe«, begann er, »aber in Wahrheit ...«

Sie hob eine Hand und unterbrach ihn lächelnd. »Du brauchst dich nicht zu entschuldigen, Bruder Firmin«, sagte sie. »Ich meine nicht, dass eine Erlaubnis nötig war; an einem kalten Wintertag Menschen glücklich zu machen ist nichts Unrechtes.« Ihr Blick blieb an den Resten der Brühe in dem geschwärzten Kessel hängen. »Und in aller Barmherzigkeit, wie könnte das strengste Herz etwas dagegen haben, an hungernde Menschen heiße Brühe auszuteilen?«

Bruder Firmin entschied, ihre Frage sei rhetorisch gemeint, und hielt den Mund.

Die Äbtissin legte ihm leicht die Hand auf den Arm. »Schwester Euphemia wird es uns nicht danken, wenn sie allzu viele gebrochene Gliedmaßen behandeln muss«, fuhr sie fort, »aber im Übrigen habt ihr, du und die Brüder, es gut gemacht. Nur weiter, Bruder Firmin.« Wieder lächelnd, nickte sie ihm wohlwollend zu, drehte sich um und schlug den Weg ein, der zur Abtei zurückführte.

Bruder Firmin konnte es nicht eindeutig sagen – sein Augenlicht war nicht mehr das beste –, aber er sah seine würdevolle Vorgesetzte, als sie das Ufer des Teichs verließ, stehen bleiben und sich umdrehen, und er war sich ziemlich sicher, dass sie das gefrorene Wasser und die fröhliche Menge mit einem äußerst wehmütigen Blick maß.

Es folgten noch zwei Tage voller Jubel und Trubel auf dem Eis. Dann setzte über Nacht Tauwetter ein, und am nächsten Morgen hatte das Eis zu schmelzen begonnen. Der Aufenthalt am Teich wurde streng verboten und alle gingen wieder an ihre Arbeit.

Am Nachmittag schickte man die Brüder Adrian und Micah auf den Weg, der am Teich entlangführte, um dort einen großen Riss auszubessern, der durch den Frost entstanden war und sich nach Bruder Firmins Ansicht als gefährlich erweisen könnte. »Irgendeine arme, arglose Seele«, gab er zu bedenken, »kommt vielleicht, nichts Böses ahnend, den Weg entlang gehüpft und gesprungen und bleibt mit dem Fuß in der großen Spalte da hängen, und so nah am Wasser kann das sehr gefährlich werden.«

Adrian verzichtete auf den Hinweis, selbst falls dieser arme nichts ahnende Mensch wirklich in den Teich fiel, dürfte das Missgeschick schwerlich verhängnisvoll werden, denn genau da, wo der Riss sich durch die festgestampfte Erde schlängelte, sei der Teich nur unterarmtief. Micah wollte gerade bemerken, es komme selten vor, dass Besucher des Tales hüpfen oder sprangen, doch als er Bruder Firmins besorgten Ausdruck wahrnahm, verzichtete er darauf. »Gewiss, Bruder«, antwortete er freundlich, »Adrian und ich kümmern uns sofort darum. Nur keine Sorge, es wird nichts passieren.«

Die zwei Mönche suchten sich Werkzeug zusammen und begaben sich zu dem Weg, wobei sie sich – leise, denn sie wollten Bruder Firmin nicht verletzen – über seine

liebenswerten kleinen Eigenheiten ausließen und feststellten, dass er einer überfürsorglichen alten Glucke gleiche. Sie fanden den Riss im Weg und wollten gerade ans Werk gehen, als Micah etwas ins Auge fiel, das ein paar Schritt entfernt im Wasser lag.

Er eilte hin, um es sich näher anzuschauen. Sobald er sah, was es war, erbleichte er, und mit einer Stimme, die klang, als umklammere eine starke Hand seine Kehle, brachte er heiser flüsternd hervor: »Adrian, lauf und hol Hilfe. Gott steh uns allen bei, aber es sieht so aus, als hätte Bruder Firmin doch recht – da liegt eine arme Seele mit dem Gesicht nach unten in unserem Teich, und ich denke, sie ist ertrunken!«

Zwei Brüder kamen mit Bruder Adrian den Weg zurückgerannt und brachten eine Hürde mit. Vorsichtig zogen und zerrten die vier Mönche an der durchnässten Kleidung des Ertrunkenen, bis sie sie fest genug in den Griff bekamen, um die Leiche aus dem Teich zu ziehen. Schon bei diesem kurzen Eintauchen ins Wasser wurden ihre Hände vor Kälte blau, immerhin war das Eis auf dem Teich gerade erst getaut. Sie legten den Toten auf die Hürde und, einen Mönch an jeder Ecke, trugen sie die triefende Last zu den Hütten bei der Kapelle. Bruder Firmin war geradezu vernichtet. »Hätte ich doch bloß den Riss schon früher bemerkt! Ach, es ist ganz allein meine Schuld!« So blieb es Bruder Saul überlassen, die Leitung zu übernehmen. »Ihr vier bringt die Leiche ins Spital hinauf«, wies er sie leise an, »und ich gehe voraus und warne Schwester Euphemia vor.«

Bald danach stand Schwester Euphemia in einer mit Vorhängen abgeteilten Nische an einem Ende des lang gestreckten Spitalsaals und sah zu, wie zwei ihrer Pflegenonnen daran gingen, den Toten behutsam von der Kleidung zu befreien, um ihn dann waschen zu können. Das war kein Bettler, überlegte die Spitalschwester für sich, aber auch kein reicher Mann, wenn man sich nach diesen Sachen richten kann; der Umhang, die Tunika und die Beinlinge sind ziemlich neu, aber von minderer Güte. Ein junger Mann, dachte sie, in das tote Antlitz blickend, noch keine zwanzig, würde ich schätzen, und bestimmt gerade am Anfang, in der Welt seinen Weg zu machen. Gott sei ihm gnädig, in dieser Welt kommt er nicht mehr weiter.

Sie betete stumm für die Seele des jungen Mannes, als Schwester Caliste leise sagte: »Er ist für dich bereit, Schwester.«

Die Spitalschwester trat vor, schlug vorsichtig das makellos reine Laken zurück, das die Pflegenonnen über den Toten gedeckt hatten, und begann ihre Untersuchung. Sie arbeitete rasch und gründlich, sprach fast nichts dabei, und als sie geendet hatte, sagte sie: »Schwester Caliste, sei so gut und lauf geschwind zu Bruder Firmin. Sag ihm, er kann aufhören, sich an die Brust zu schlagen; an diesem Tod ist er in keiner Weise schuld, denn dieser junge Mann ist nicht in den Teich gefallen, weil er über eine Spalte im Weg gestolpert ist.« Schwester Caliste neigte den Kopf und eilte davon. Dann wandte sich die Spitalschwester zu Schwester Anne um und fuhr fort: »Und du, Schwester, musst die Äbtissin aufsuchen und sie fragen, ob sie einen Moment für mich erübrigen kann.« Schwester Anne sah sie offenen Mundes an. »Nun mal rasch!«

Mit einem hastigen Kopfnicken und einem gehauchten »Ja, Schwester« huschte auch Anne davon.

Schwester Euphemia blieb allein an der Leiche des jungen Mannes zurück. Vielleicht irre ich mich und habe Bruder Firmins löcherigen Weg voreilig von der Schuld freigesprochen, dachte sie. Sanft strich sie dem Toten das Haar aus der Stirn und sah noch einmal hin, musterte die Gesichtspartie einige Augenblicke lang ganz genau. Nein, entschied sie schließlich, ich irre mich nicht.

Als nicht lange danach die Äbtissin ins Spital kam und, von Schwester Caliste geleitet, auf die verhängte Nische zuing, verneigte sich Schwester Euphemia und erklärte lobenswert kurz und bündig: »Mylady, dieser junge Mann ist durch einen Schlag auf den Kopf zu Tode gekommen, woraufhin er entweder in den Teich fiel oder hineingestoßen wurde. Die Umstände des Todes erfordern eine Untersuchung und deshalb müssen wir Hilfe holen.«

Die Äbtissin stand ganz still da, hörte die Spitalschwester an und beobachtete sie mit abwartendem Blick. Sobald Schwester Euphemia geendet hatte, wandte sich die Äbtissin dem jungen Mann auf der Pritsche zu und betrachtete ihn. Zart berührte sie mit den Fingerspitzen die grausame Spur des Schlages auf seinem Kopf. Ruhig sagte sie: »Ja, Schwester, wir müssen wirklich Hilfe kommen lassen.« Schwester Euphemia öffnete den Mund, um zu antworten, doch als wäre Helewise nicht imstande, länger den Anschein gelassener Tüchtigkeit aufrechtzuerhalten, stieß sie mit leidenschaftlichem Nachdruck hervor: »Das ist mit großer Kraft geschehen. Sieh doch, Schwester, wie die Schädelknochen zerschmettert sind! Was kann er bloß getan haben, einen solchen Hass auf sich zu ziehen? Er ist doch noch jung, und ...«

Sie brachte ihre Bemerkung nicht zu Ende. Zu ihrer Distanz zurückfindend, richtete sie sich auf, hob den Kopf und erklärte: »Ich lasse Gervase de Gifford unten in Tonbridge Bescheid sagen.«

»Und ...«, begann die Spitalschwester. Sie brach ab.

Doch ihre Vorgesetzte hatte bereits ihre Gedanken erraten. »Ja, Schwester«, sagte sie leise lächelnd. »Ich lasse auch Sir Josse Bescheid sagen und ihn bitten, falls er nicht zu stark beansprucht ist, uns freundlicherweise aufzusuchen.«

Gervase de Gifford ließ der Äbtissin antworten, er werde sich gleich früh am nächsten Morgen in Hawkenlye einfinden. Der Mönch, der nach Neu Winnowlands geritten war, um Sir Josse d'Acquin aufzusuchen, kam nicht am selben Abend zurück, was kein Grund zur Besorgnis war, denn man hatte ihn zweifellos gedrängt, hereinzukommen, sich an Sir Josses Kamin aufzuwärmen, sich mit einer guten, warmen Mahlzeit und einem Krug Bier zu stärken und über Nacht dazubleiben. Das vorausahnend, hatte die Äbtissin dem Bruder – es war der junge Augustus – erlaubt, erst am nächsten Morgen zurückzukehren. Als sie nach dem letzten Gottesdienst des Tages die Klosterkirche verließ, hoffte sie nur, er werde Sir Josse mitbringen ...

Schwester Euphemia hielt sich noch im Spital auf. Sie hatte die übrigen Nonnen, die mit ihr die Leiche versorgt hatten, entlassen, und jetzt war sie in der abgeteilten Nische allein mit dem Toten. Jenseits der Vorhänge konnte sie die Geräusche hören, wie der lange Spitalsaal sich auf die Nachtruhe vorbereitete: Eine der Nonnen half einem alten, an

einem trockenen Reizhusten leidenden Mann vor dem Einschlafen noch Wasser zu lassen; Schwester Caliste beschwichtigte mit leiser Stimme ein quengeliges Kind, das Bauchschmerzen hatte. Jener plötzliche, rasch gestillte Schrei war das Neugeborene am anderen Ende des Saales, das nach Nahrung verlangte und sie auch bekam. Das waren die normalen Geräusche, die einen Teil von Schwester Euphemias täglichem Leben ausmachten; sie hörte sie, nahm sie zur Kenntnis und schob sie beiseite.

Direkt vor ihren Augen befand sich etwas, das ihr weit größere Sorgen bereitete.

Noch einmal untersuchte sie die Leiche. Es war zu früh, ihren Verdacht mit jemandem zu teilen, denn falls sie sich irrte, hätte sie ganz umsonst einen Aufruhr entfesselt. Und sie musste sich irren, ganz bestimmt! Schwester Euphemia merkte, dass sie in stiller Verzweiflung betete, immer wieder dieselben Worte: Lieber gütiger Gott, lass es bitte nicht wahr sein!

Denke noch einmal darüber nach, befahl sie sich energisch. Überlege gründlich. Geh wieder alles durch, Stück für Stück.

Da war die Wunde oben am Kopf; für Schwester Euphemia sah es so aus, als habe man den jungen Mann direkt von vorn und von oben getroffen. Entweder war sein Angreifer ein sehr hochgewachsener Mann gewesen, oder das Opfer hatte auf den Knien gelegen, als es den Hieb abbekam. Das war das Wahrscheinlichere, entschied sie, denn der Tote war nicht besonders klein, daher hätte der Angreifer, um ihm eine solche Wunde beizubringen, ein Hüne sein müssen. Sie legte die Hand an die Wunde im Schädel. Eben deren Position hatte sie zu ihrer Botschaft an Bruder Firmin veranlasst: Es war einfach nicht möglich, dass jemand stolperte und so fiel, dass er mit der Schädeldecke auf den harten Boden auftraf, es sei denn, er wäre ein Akrobat.

Sie konnte den Umriss der Waffe, die am Schädel des jungen Mannes diese furchtbare Delle verursacht hatte, beinahe nachzeichnen. Der Form nach handelte es sich um so etwas wie eine Keule, vielleicht auch einen kräftigen Stock mit einem verdickten gerundeten Ende. Nein, es war richtig gewesen, Bruder Firmin mitzuteilen, dass er keine Schuld hatte. Zumindest sein Gewissen, dachte sie, ist jetzt erleichtert, und er kann wahrscheinlich gut schlafen ...

Sie fuhr mit der Untersuchung der Leiche fort. Der Zustand der Haut verriet, dass der Mann ein paar Tage lang im Wasser gelegen hatte, obwohl das Fleisch noch ganz fest war und sie bisher keinerlei Zeichen der Zersetzung erkennen konnte. Das war zweifellos darauf zurückzuführen, folgerte Euphemia, dass das Wasser kalt war, so kalt, dass es noch am Morgen Eis gewesen war. Sie hatte schon früher beobachtet, dass niedrige Temperaturen anscheinend die Verwesung von pflanzlichen und tierischen – einschließlich menschlicher – Substanzen aufhielten, und ihr kam der Gedanke, bis diese arme Leiche sich erwärmte, würde sie praktisch im selben Zustand verbleiben, wie sie ins Wasser gefallen war.

Jemand hatte dem Toten die Augen zugeedrückt – vermutlich einer der Mönche, die ihn aus dem Teich gezogen hatten –, und jetzt hob Schwester Euphemia behutsam ein Lid an. Der junge Mann hatte helle Augen gehabt, blaugraue. Jetzt waren sie blutunterlaufen, und das umgebende Gewebe war rot und entzündet. Die Spitalschwester schloss das Auge wieder, legte eine Hand auf den Unterkiefer, drückte ihn kräftig nach unten und

öffnete den Mund. Der Gaumen schien mit durchsichtigen Bläschen bedeckt zu sein ...

Es blieb ihr nichts weiter übrig, als sich noch einmal anzusehen, was sie so erschreckt hatte.

Schwester Euphemia schloss dem Mann den Mund und ergriff die Talglampe, die auf einem schmalen Bord über der Pritsche des Toten stand. Sie hielt sie knapp über seine entblößten Schultern und beugte sich hinab, um sie genauer zu betrachten. Bildete sie sich da etwas ein? War es das Produkt ihrer ermüdeten Augen und des matten Lichts, oder waren auf Gesicht, Brust und Bauch des jungen Mannes wirklich Flecken zu sehen?

Instinktiv legte die Spitalschwester die Hand vor den Mund, obwohl es eine müßige Geste war, weil sie sich schon einige Zeit in unmittelbarer Nähe des Toten aufgehalten hatte. Die giftigen Ausdünstungen, die er womöglich von sich gab, hätte sie schon längst eingeatmet, und jetzt war es viel zu spät, sich darüber Sorgen zu machen. Doch als erfahrene Pflegerin hatte sie automatisch gehandelt, und wie sie befürchtete, hatte sie guten Grund, sich vor dieser Leiche besonders vorzusehen.

Sie starrte die Flecken an. Sie waren flach und schienen keine Flüssigkeit zu enthalten. An manchen Stellen hatten sie sich zu größeren Flächen zusammengezogen. Auf den Schultern wirkte die Haut irgendwie – Euphemia suchte den treffenden Ausdruck – irgendwie schuppig. Sie berührte mit dem Fingernagel eine der rauen Stellen, und ein winziges Stück Haut schilferte ab. Rasch wischte sie ihre Hand an einem mit Lavendelöl getränkten Leinenlappen ab und reinigte damit auch sorgfältig den Nagel, mit dem sie über die Haut gefahren war. Der vertraute Geruch des Öls – so rein, so belebend und erfrischend – beruhigte sie.

Einen Augenblick später nahm sie ihre Untersuchung wieder auf. Sie stützte die Hände auf die rechte Hüfte des Toten, spannte die Muskeln in ihren kräftigen Armen an und schob ihn von sich weg, bis er auf der Seite lag. Obgleich die Nonnen ihn gründlich gewaschen hatten, hing ihm noch ein Rest des Gestanks an. Als sie ihm die Beinlinge und das lange Unterhemd auszogen, hatten sie eine unangenehme Überraschung erlebt, denn er hatte sich beschmutzt, und zwar reichlich: Sein armer Bauch, dachte Schwester Euphemia mitfühlend, musste in schrecklichem Aufruhr gewesen sein. Sie musterte das Gesäß und den Bereich um den After herum, als wäre der Tote ein Baby, und suchte nach dem Ausschlag, zu dem es kommt, wenn ein kleines Kind lange ungewaschen bleibt. Die Haut des Mannes war rot und sah wund aus; was immer den Durchfall verursacht hatte, die Krankheit musste schon einige Zeit angedauert haben.

Ein weiteres Mal wischte sich die Spitalschwester die Hände ab, dann drehte sie die Leiche wieder auf den Rücken, zog das Laken hoch und deckte den Toten vom Kopf bis zu den Füßen zu. Ungeachtet ihrer beruflichen Sachlichkeit empfand sie eine gewisse Zuneigung für diesen jungen Mann, unvernünftig genug, da sie keine Ahnung hatte, wer es war, und keinen Grund, um ihn zu trauern. Außer der Tatsache, sagte sie sich, dass er jung war, durchaus ansehnlich und gerade erst an der Schwelle des Erwachsenenlebens, und dass jemand sein Leben mit jenem brutalen Schlag jäh beendet hatte.

Schwester Euphemia legte die Hand auf das verfilzte braune Haar – es war noch feucht –, schloss die Augen und bat Gott, diese arme Seele, wenn er es für gut hieß, ins Paradies einzulassen.

Dann verließ sie übermüdet, tief besorgt und mit Schmerzen in Füßen und Rücken die Nische, legte als das allgemein geltende Zeichen für »Kein Zutritt« die Stange quer vor deren Eingang und begab sich mit schleppenden Schritten langsam zum Schlafsaal und zu Bett.